Zeitschrift: Schweizer Spiegel

Herausgeber: Guggenbühl und Huber

Band: 19 (1943-1944)

Heft: 12

Artikel: §262 : Erlebnisse eines Schweizers in Gefängnissen des faschistischen Italien

Autor: [s.n.]

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-1066660

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 01.10.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

262

Erlebnisse eines Schweizers in Gefängnissen des fascistischen Italien

von ***

Illustration von H. Tomamichel

Ich besaß mit fünfunddreißig Jahren ein eigenes Geschäft, eine Braut und ein Auto. Was wollte ich mehr. Das war in Lausanne im Jahre 1933.

Ich fuhr oft, meist geschäftlich, doch auch zum Vergnügen, über die Grenzen. Das wußte auch einer meiner vielen Bekannten, der Inhaber eines Informationsbüros. Als er mich einmal bat, ihm bei Gelegenheit Auslandkorrespondenten für sein Büro zu verschaffen, sagte ich ihm gern zu, an ihn zu denken. Aber als ich dann im Juni nach Italien fuhr, hatte ich seine Bitte völlig vergessen. Im Oktober 1933 besuchte ich Mailand. Ich arbeitete mit Radioapparaten und Velobestandteilen und interessierte mich für die Macelli-Vertretung in der Scheiz. Nach der Erledigung meiner Geschäfte reiste ich noch für einige Ferientage ins Oberetschtal. Am zweiten Tag saß ich im Café « Gran'Italia » in Bolzano. Ich war allein. Offenbar machte ich einen etwas gelangweilten Eindruck, denn ein junger Herr forderte mich auf, mit ihm Billard zu spielen. Er redete italienisch. Ich wehrte auf deutsch ab:

« Ich spreche nicht italienisch.»

« Um so besser », meinte er, « ich bin Tiroler.»

Wir machten ein Spielchen. Nach dem Nachtessen bot der Tiroler noch zwei Freunde auf, und wir fuhren zu viert in ein Vergnügungslokal. Wir verbrachten einen gemütlichen Abend, dann brachte ich einen nach dem andern im Wagen nach Hause. Nur der Tiroler war mir verblieben. Schließlich fragte er mich, ob ich ihm irgendeine Vertretung verschaffen könnte. Er arbeite auf Schreibmaschinen, suche aber etwas anderes.

«Haben Sie Mittel? », erkundigte ich mich.

« Nein.»

« Dann sehe ich leider für Sie keine Möglichkeit », bedauerte ich.

Da half aber die betrübte Miene des jungen Tirolers plötzlich meinem Gedächtnis nach.

« Oder möchten Sie vielleicht Korrespondent für ein schweizerisches Auskunftsbüro werden? »

« Warum nicht », meinte er, « wenn es mir etwas einbringt.»

Es war kurz vor Mitternacht. Ich kramte einen Zettel Papier hervor und kritzelte darauf die Adresse meines Bekannten. Er gab mir seine Karte, die einen urchigen Tirolernamen trug. Damit war diese Angelegenheit für mich erledigt.

* * *

Am 13. Januar 1934 wurde die Ausstellung Esposizione della Bicicletta e Motocicletta (Fahrrad und Motorrad) in Mailand eröffnet. Ich hoffte dort verschiedene Neuigkeiten kennenzulernen. Ich besuchte die Ausstellung schon am ersten Vormittag. Nach einigen Stunden ging ich wieder an die Luft, spazierte in Mailand herum und besuchte abends noch das Varieté. Ins Hotel zurückgekehrt, fragte mich der Portier nach meiner Zimmernummer.

« Nummer 580 », wiederholte er laut und nahm einen Schlüssel vom Brett weg. Ich beauftragte den Portier noch, mir ein Telefon, das ich am Morgen aus Lausanne erwarte, gleich aufs Zimmer zu geben. Dann ging ich zum Lift, mit mir fuhren zwei Fremde. Im dritten Stock stieg ich aus, die andern auch. Im Augenblick, als ich den Schlüssel ins Schloß meiner Türe steckte, hielten mich die Männer, welche mit mir den Lift benutzt hatten, fest: « Kriminalpolizei.»

« Was ist los? » fragte ich.

Man ließ mich die Türe öffnen; wir traten ein.

Ein dritter Polizeibeamter in Zivil kam aus einem Nebenzimmer, und gleich waren noch zwei andere da. Ich wies meinen Paß vor.

« Wozu sind Sie hier? »

« Geschäftlich.»

« Welche Geschäfte? »

« Wegen der Radausstellung », sagte ich und versuchte mich zu erklären.

« Wünschen Sie englisch oder deutsch zu sprechen? »

Da ich englisch so wenig wie italienisch verstand, wurde die Unterhaltung deutsch geführt.

« Haben Sie Bekannte in Italien? »

« Keinen Menschen.»

« Wirklich nicht, aber den P., den kennen Sie doch? »

« Ja richtig, den kenne ich.»

Ich erinnerte mich sofort an den Namen des jungen Tirolers. Aber warum ich nach ihm gefragt wurde, war mir völlig schleierhaft.

« Nun, wissen Sie, daß er seit dem 2. Januar verhaftet ist? »

« Wieso? » fragte ich.

« Stellen Sie sich nicht so dumm; Sie haben ihn doch eingestellt.»

« Eingestellt? » Ich erzählte alle Einzelheiten des kurzen Verlaufes unserer Bekanntschaft.

« Der Mann treibt Spionage. Zuerst wurden von ihm geschäftliche Auskünfte, später militärische verlangt. Aber was uns interessiert, ist, daß Sie ihn engagiert haben. Sie werden ihm gegenübergestellt.»

« Aber dann kann ich doch gleich wieder heim? » fragte ich.

« Mein Ehrenwort », antwortete der Polizeiwachtmeister, der sich mit mir auf deutsch unterhalten hatte.

Nun verließen mich zwei der Herren. Die andern drei blieben bei mir. Die Gegenüberstellung sollte am andern Tag im Gefängnis in Verona stattfinden. Ich wurde aufgefordert, mich ins Bett zu legen. Ich fand keinen Schlaf, obschon

ich nicht zweifelte, innert kürzester Zeit wieder frei zu werden.

* * *

Am andern Morgen um fünf Uhr beglich ich die Hotelrechnung. Dann fuhren wir mit dem Taxi, das ich bestellte, nach dem Bahnhof. Dort löste ich mir ein Billett zweiter Klasse nach Verona. Meine beiden Begleiter und ich hatten schon in Mailand gefrühstückt. Doch in Verona schlug man mir vor, zunächst einen Kaffee zu trinken, und als dies geschehen war, meinte der Polizeiwachtmeister, es sei vielleicht besser, wenn ich noch einen zweiten trinke, ich sei etwas aufgeregt. Diese Rücksicht auf meine Nerven berührte mich sonderbar. Aber ich fühlte mich nicht in der Lage zu widersprechen. Darauf holte uns ein Taxi ab.

« Diesmal bezahlen wir », wurde mir mitgeteilt. « Wir fahren in das Gefängnis; aber machen Sie sich keine Sorgen, Sie fahren heute abend wieder zurück.»

Im Vorhof des alten Gebäudes — es war kalt und schneite — begann es mir erst so recht ungemütlich zu werden. Ich schrieb mich im Büro ein, wo man mir ein schönes Zimmer versprach. Es erwies sich als eine Zelle. Man beruhigte mich, es handle sich wirklich um ein bezahltes Zimmer, und wenn ich etwas essen wolle, könne ich haben, was ich befehle. Mir fehlte der Appetit. Der Wachtmeister verließ mich, nachdem er mir nochmals versprochen hatte, bald zurückzukommen und mich noch am gleichen Abend zu entlassen. Ich wartete bis gegen fünf Uhr vergebens. Schließlich klopfte ich an die Türe und rief nach einem Dolmetscher. Er kam und erklärte mir, ich solle doch nicht glauben, daß ich wieder wegfahren könne. Ich sei verhaftet.

« Das kann doch nicht sein», rief ich. « Und der Wachtmeister? »

« Der kommt vielleicht morgen oder übermorgen.»

Er behielt recht. Der Wachtmeister kam erst nach zwei Tagen mit dem Chef der Gegenspionage des Oberetschgebietes und einem Schreiber zurück. Er kargte nicht mit Entschuldigungen.

Darauf begann der Wachtmeister ein Verhör auf deutsch. Ich wurde kreuz und quer ausgefragt und antwortete nach bestem Wissen. Der Wachtmeister sprach nicht sehr geläufig deutsch, dennoch übersetzte er die Unterredung dem Chef fließend ins Italienische. Von dieser Übersetzung verstand ich kein Wort.

Am andern Tag ging das Verhör weiter. Ich wurde über Dinge befragt, von denen ich keine Ahnung hatte. Zum Schluß erklärte man mir, jetzt sei bald alles in Ordnung. Aber wieder vergingen zwei Tage; dann erschien der Wachtmeister mit dem italienischen Protokoll zur Unterschrift. Es müsse nach Rom geschickt und dann auf Antwort gewartet werden.

« Ich muß doch heim! » rief ich; « ich habe doch ein Retourbillett in der Tasche, das nur noch fünf Tage gültig ist, und außerdem, wie kann ich ein Protokoll unterschreiben, von dem ich kein Wort verstehe. Ich weigere mich.»

Aber der Wachtmeister redete mir gut zu.

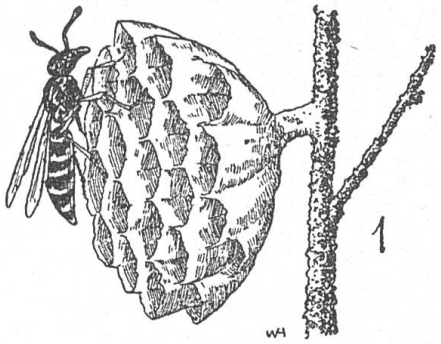
« Es steht darin nur, was Sie uns selbst gesagt haben; mir dürfen Sie doch vertrauen.»

Nun, ich tat, was ich nie hätte tun dürfen. Ich war von den paar Tagen Haft zermürbt und nur allzu begierig, dem Wachtmeister, der wohl unpünktlich, aber immer freundlich gewesen war, Glauben zu schenken. Ich unterschrieb.

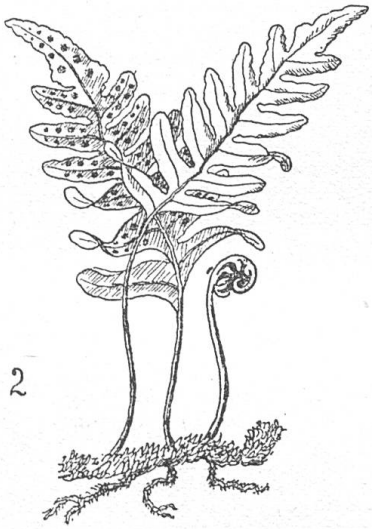
Es vergingen sechzehn lange Tage. Dann erfuhr ich von einem Sträfling, der mir aus der Bibliothek ein Buch brachte, daß ich nach Rom vor das Sondergericht komme, das sei das Tribunale speciale per la difesa dello stato. Viel Glück! Ich war niedergeschmettert.

KENNEN WIR UNSERE HEIMAT?

Dann sollten wir wissen, was diese Zeichnungen darstellen



1



2

3

Antworten siehe Seite 64

Wirklich wurde ich am andern Morgen in ein Magazin geführt, um meine Sachen zu holen, die mir abgenommen worden waren. Dort traf ich meinen Tiroler Bekannten. Man ließ uns allein. Es war ein merkwürdiges Wiedersehen. Eigentümlicherweise empfand ich gegen P., den wenn auch unschuldigen Urheber meines Unglücks, keinen Widerwillen, und — noch erstaunlicher — der junge Tiroler war auch mir nicht böse. Er war der einzige Mensch, der von meiner Unschuld so fest überzeugt war wie ich.

Am gleichen Tag fuhr ich in Begleitung von zwei bewaffneten Polizeibeamten nach Rom. Ich trug Handketten. Ich bat flehentlich, mich von diesen zu befreien. Sie erklärten, es nicht tun zu dürfen. Aber als auf dem Bahnhof Bologna Reiseproviantkörbchen angeboten wurden, erlaubte man mir, eines zu kaufen. Während des Essens wurden mir die Handschellen abgenommen, und aus Mitleid erließen sie es mir, wieder hineinzuschlüpfen.

In Rom wurde ich im größten Gefängnis der Stadt, im Regina Coeli, abgeliefert. Ich bekam eine kleine Einzelzelle. Sie war mit einem Bett mit Seegrasmatratze, zwei Decken und einem Kopfkissen ausgerüstet. Außer dem Stühlchen enthielt sie ein Waschgeschirr und einen Kübel. Die Fenster waren aus Glasjalousien, die das Licht wohl hineinließen, aber durch die man nicht hinaussehen konnte.

Sieben Uhr morgens war Tagwache. Alle Türen wurden aufgemacht, und die Häftlinge hatten die Kübel hinauszustellen. Dann wurden die Türen wieder geschlossen. Etwas später bekam man Wasser zum Waschen und Trinken. Um acht Uhr fand die erste Kontrolle statt. Dann wurde man eine Stunde an die Luft geführt. Um zehn Uhr gab's Brot, um halb zwölf Uhr Suppe, um fünf Uhr fand die zweite Kontrolle statt.

Um halb acht Uhr mußte man ins Bett. Um neun, zwölf und drei Uhr

nachts wiederholten sich die Kontrollen. Das war fortan mein Tageslauf.

Wer Geld hatte, konnte sich vom Schinken bis zu den Eiern, vom Champagner bis zur Milch alles kaufen. Wer nichts besaß, bekam täglich 600 Gramm Brot und eine Suppe mit Teigwaren, Bohnen, Linsen oder Erbsen. Ich hatte bei meiner Verhaftung zweitausend Lire und fünfhundert Franken auf mir. Sie waren mir abgenommen worden, aber über die Lire durfte ich verfügen.

Zehn Tage nach der Ankunft in Rom konnte ich meinen ersten Brief abschicken. Meine Braut antwortete, daß sie sehr beunruhigt gewesen sei, als ihr der Portier am Morgen nach meiner Verhaftung am Telephon ausgerichtet hatte, daß ich ohne Adresse abgereist sei. Sie hatte angenommen, daß mir irgend etwas zugestoßen war. Sie wartete wochenlang umsonst. Ein Brief, den ich ihr von Verona aus schreiben durfte, war zurückbehalten worden.

Mein zweiter Brief ging an einen mir befreundeten Lausanner Advokaten, mit der Bitte, das politische Departement von meinem Schicksal zu verständigen. Unsere Legation in Rom wurde benachrichtigt. Diese schrieb mir an den Direktor des Gefängnisses. Der erklärte, er dürfe mir den Brief nicht geben, er sei aber bereit, meine Wünsche an die Legation weiterzuleiten. Ich bat um einen Besuch, um das Mißverständnis, durch das ich in das Gefängnis gekommen war, möglichst rasch aufzuklären. Der Brief ging ab, nur erfuhr ich gleichzeitig, daß ich während der Dauer der Untersuchung keine Besuche empfangen dürfe.

* * *

Ungefähr vierzehn Tage nach meiner Ankunft kam ich zum erstenmal vor den Untersuchungsrichter. Ein Dolmetscher eröffnete mir, ich sei wegen Spionage angeklagt.

« Spionage? »

« Sie sind ja geständig », antwortete der Untersuchungsrichter. Ich traute meinen Ohren nicht.

Nun wurde mir vom Dolmetscher ein Dokument vorgelesen, eine wahre Räubergeschichte! Es hieß darin, es sei mein Vorhaben gewesen, den Auskunftsdienst von ganz Oberitalien — die einzelnen Städte wurden aufgezählt — zugunsten einer dritten Macht zu organisieren. Ich lachte, aber nur bis ich merkte, daß es sich bei dem Schriftstück um das von mir unterschriebene Protokoll handelte.

Ich erklärte sofort den ganzen Bericht für erfunden und setzte auseinander, wie ich dazu gekommen war, das Dokument zu unterschreiben. Doch der Untersuchungsrichter lächelte nur. Auch meine Beteuerung, daß ich ja gar kein Italienisch verstehe und es mir schon deshalb unmöglich gewesen sei, festzustellen, ob der mir vorgelegte Bericht stimme, blieb ohne Eindruck. Der Untersuchungsrichter fragte nur lächelnd:

« Warum haben Sie denn unterschrieben? »

Ich erzählte aufs neue meine ganze Geschichte. Der Dolmetscher übersetzte ruhig Satz für Satz. Offenbar war es mir gelungen, wenigstens ihn zu überzeugen, denn plötzlich rief er aus :

« Diese ganze Spionageaffäre geht diesen Mann überhaupt nichts an.»

Aber der Untersuchungsrichter blieb dabei, unterschrieben ist unterschrieben. Immerhin sah ich, wie meine eigene Darstellung zu den Akten kam. Ich hatte den ersten Schreck über die mir unterstellten Handlungen bald überwunden. Ich war überzeugt, daß diese Greuelmärchen viel zu unglaubwürdig wären, um ernst genommen zu werden.

Nach vierzehn Tagen wurde ich aufs neue verhört. Von dem Spionageroman war nicht mehr die Rede. Nun war ich erst recht überzeugt, bald entlassen zu werden.

Aber die Zeit verging. Niedergeschlagen saß ich in meiner Zelle. Als

die Post, die ich auf Ostern erwartet hatte, ausblieb, wurde meine Stimmung immer düsterer. Das mußte meinem Wärter aufgefallen sein, denn eines Tages fragte er mich, warum ich eigentlich nicht mit einem andern zusammen wohne. Ich hatte von dieser Möglichkeit bisher nichts gewußt. Der Wärter versprach, mit seinem Chef darüber zu reden.

Der Sektionschef für die politischen Gefangenen war ein sehr feiner und liebenswürdiger Herr. Er ließ mich holen und meinen Wunsch vorbringen. Darauf kam er gleich mit, schloß drei Zellen neben der meinen eine Türe auf und rief hinein:

« Parlez-vous français? »

Der Insasse antwortete: « Oui.»

« Nun, dann bringe ich Ihnen einen angenehmen Gesellschafter. Sie können künftig die Zeit von acht Uhr morgens bis vier Uhr abends gemeinsam verbringen.»

Mein Kamerad, ein italienischer Artilleriehauptmann, war mit einem alten Abgeordneten der sozialistischen Partei befreundet gewesen, der für Rußland Spionage trieb. Der Hauptmann interessierte sich für die Tochter und lieh dem Vater ab und zu Bücher, die eigentlich für die Armee reserviert waren. Zunächst nur freundschaftshalber. Aber da er als Spieler und Luftibus nie genug Geld besaß, hatte er nach und nach auch Geld entgegengenommen.

Der Hauptmann besaß das fascistische Strafgesetzbuch von Rocco und bewies mir daraus, daß ich mit fünfzehn Jahren Zuchthaus, der Mindeststrafe für Spionage, rechnen müsse. Ich erklärte ihm, das möge für ihn zutreffen, aber nicht für mich, da ich keine Spionage getrieben habe. Im übrigen verstanden wir uns gut.

Nach einem weitern Monat gesellte sich noch ein konkursiter Bankier zu uns, der als französischer Agent in Frankreich gewirkt hatte und, als er nach Italien geschickt wurde, so unvorsichtig war, sich den Italienern zur Gegenspionage anzubieten. Er war 62jährig, ohne Geld und völlig vereinsamt, ein ausgekochter Gauner, aber eine lustige Haut. Wir vergaßen über seinen Sprüchen zeitweise fast unser Elend.

Das dritte Verhör Mitte Mai brachte den Abschluß der Untersuchung, mit dem Ergebnis, daß ich verantwortlich für die Auskünfte des jungen Tirolers sei und die gleiche Bestrafung wie dieser zu erwarten habe.

Ich schrieb erneut an unsere Legation; Antwort bekam ich keine. Jedoch wurde mir am 2. August ein Besuch von der Gesandtschaft angekündigt. Ich wurde für diesen Anlaß rasiert. Die Unterredung mit dem Konsul fand in einem kleinen Salon in Gegenwart des Souschefs statt. Die Sache hatte nur den Haken, daß mir verboten war, über meinen Prozeß zu sprechen, und die Unterhaltung bloß auf italienisch geführt werden durfte. Der Konsul war sehr nett. Er erklärte mir die Schwierigkeiten von seiten der italienischen Behörde, die einen frühern Besuch verhindert hätten. Ich bat ihn mit den wenigen Brocken Italienisch, die ich inzwischen aufgelesen hatte, meine Braut zu beruhigen und meinem Advokaten zu schreiben, den mir mein Lausanner Freund verschafft hatte, von dem ich aber noch keinerlei Mitteilung besaß. Der Konsul zog auch den Souschef ins Gespräch, und schließlich war die Atmosphäre so freundlich geworden, daß ich es doch wagen konnte, vom Prozeß zu sprechen. Der Konsul vermutete, daß ich bei dem Parteigericht mit einer Verurteilung rechnen müsse. Das war wenig tröstlich. Er sicherte mir aber zu, daß man sich um mich kümmern werde.

Das Warten ging weiter. Mein Zellengenosse, der Hauptmann, kam als erster vor Gericht. Er hatte, obschon er sein Strafgesetzbuch fast auswendig konnte, bis zuletzt gehofft, frei zu werden. Am Abend der Gerichtsverhand-

Photo: Pletscher
Sonntag im Schrebergarten

lung bat mich der Chef, diese Nacht in der Zelle des Hauptmanns zu schlafen. Er sei zu fünfzehn Jahren verurteilt worden. Mein Zimmerkamerad war völlig aufgelöst. Der vierzigjährige Mann rief unaufhörlich nach seiner Mama. Ich mußte ihn während der ganzen Nacht trösten wie ein Kind. Nach acht Tagen erfolgte seine Degradation, die er mehr fürchtete als das Gefängnis. Darauf wurde er versetzt. Der Bankier erhielt im Oktober sieben Jahre. Ich war wieder allein. Im November kam ein junger Unteroffizier in meine Zelle, der, auf einem Flugplatz in Tripolis stationiert, einem Freund Fotografien dieses Flugplatzes geschickt hatte. Er gebärdete sich als heftiger Fascist und gab am laufenden Band Gesuche um seine Versetzung nach Abessinien ein.

Ein Jahr nach meiner Verhaftung bekam ich endlich die Vorladung vor das Spezialgericht.

Die Verhandlung fand im Palazzo della Giustizia statt. P., der junge Tiroler, und ich warteten, zusammen mit einem Polizisten, in einem kleinen Käfig inmitten des riesigen Gerichtssaales. P. versicherte, mich nach Möglichkeit entlastet zu haben. Ich glaubte immer noch an meinen Freispruch.

Eine Ehrengarde von fünfzehn Milizsoldaten stand dem Tribunal gegenüber. In diesem gab es nur zwei Juristen, den Staatsanwalt und seinen Berater. Alle andern waren mit einer Unmenge phantastischer Orden gezierte Offiziere der fascistischen Miliz.

Als wir vor dem Hufeisen standen, das die Herren bildeten, forderte mich der Präsident auf, das Wort zu ergreifen. Ich wollte beim Billardspiel in Bolzano beginnen, aber der Präsident winkte nur ab. Ich konnte erzählen, was ich wollte; weder er noch die andern Herrn zeigten dafür Interesse. Sie lachten und vergnügten sich untereinander. Es ging wie in einem Zirkus zu. Zum Schlusse beschränkte ich mich auf die Erklärung meiner vollen Unschuld. Der Staatsanwalt beantragte für mich und P. je sechzehn Jahre Zuchthaus. Der Verteidiger des Tirolers legte einen ganzen Stoß Zeitungen vor, mit denen er bewies, daß alle von ihm vermittelten Angaben der Tagespresse entnommen waren.

Nun kam mein Verteidiger an die Reihe, von dem ich bis zu diesem Tage weder etwas gesehen noch gehört hatte. Sein erstes Meisterstück war, daß er sich verspätet hatte und das Gericht eine Viertelstunde auf sein Erscheinen hatte warten müssen. Als zweites Meisterstück wies er, als er eine Strafmilderung für mich beantragen wollte, auf einen Artikel hin, der nur für eine Strafverschärfung in Frage gekommen wäre. Der ganze Gerichtssaal lachte.

Das Urteil: sechzehn Jahre Zuchthaus für mich und den jungen Tiroler, abzüglich einer Amnestie von zwei Jahren wegen der Geburt einer kleinen Prinzessin.

Gegen acht Uhr abends befand ich mich wieder in meiner Zelle. Die Suppe vom Mittag stand noch da und ein halber Liter Wein, den ich mir am Abend vorher bestellt hatte. Ich wärmte die Suppe an einem Feuer aus Zeitungen auf. Es entwickelte sich ein entsetzlicher Rauch. Ich aß meine Suppe und trank meinen Wein. Ich war wie betäubt.

Aber schon am andern Tag erhob sich in mir, aller Vernunft zum Trotz, wieder die Hoffnung auf meine Befreiung. Mein Chef unterstützte diesen Optimismus; er erklärte sich überzeugt, daß die Schweizer Regierung sofort und mit Erfolg eingreifen werde. Die Wärter redeten mir im gleichen Sinn zu. Nachträglich weiß ich, daß man mir damit nur über den ersten Schock hinweghelfen wollte. Doch als ich am Abend des 16. März den Bescheid erhielt, mich bereit zu machen, war mein erster Gedanke: Also doch in die Schweiz. Aber der Wärter zerstörte meine Hoffnungen sogleich.

« Sie werden in das Gefängnis nach Civitavecchia übergeführt.»

Es war für mich ein schlechter Trost, daß er beifügte, das dortige Gefängnis sei das modernste Etablissement dieser Art und nach Plänen von Mussolini erbaut worden.

In Civitavecchia wurden P. und mir die Haare abrasiert und der Schädel mit Petrol desinfiziert. Dann badete man uns und kleidete uns in schmutzige Lumpen. Bei dieser äußern Verwandlung in einen richtigen Sträfling brachen zum ersten Mal meine Hoffnungen zusammen.

In unserm Saal lebten etwa fünfundzwanzig Männer, alles politische Gefangene : Offiziere, Kaufleute, Industrielle. Jeder hatte über seinem Bett ein Tablar für seine Sachen; zuoberst stand das Eßgeschirr. Die Betten kannte ich vom Regina Coeli her. Sie sind im Sommer voll Ungeziefer. An langen Tischen, an denen auch gegessen wird, sitzt, liest und spielt man. Eine angenehme Überraschung war das fließende Wasser im Saal und die moderne Badeeinrichtung.

Als erstes wollte jeder von mir wissen, weshalb und für wie lange ich sitzen müsse. Ich wurde hier nun statt mit dem Namen mit einer Nummer gerufen. Die Tageseinteilung war ungefähr gleich wie im Untersuchungsgefängnis. Neu war für mich nur die Stunde, die man in einem andern Saal, dem « Studio » verbrachte, wo man Gelegenheit zum Schreiben hatte und die ziemlich reichhaltige Bibliothek benützen konnte. Zwischen den Essen und den zweimaligen Spaziergängen im Gefängnishof wurde geschwatzt oder gelesen. Geschrieben durfte im Saal nicht werden. Das Domino- und Schachspiel war erlaubt, das Kartenspiel verboten. Die Kontrolle geschah durch vier Guckfenster.

Die ersten Wochen verbrachte ich vor allem mit dem jungen Tiroler. Ich gab ihm Französischstunden. Etwas vom Auffallendsten ist das große Bedürfnis der Gefangenen, sich in den Sprachen auszubilden. Es fiel mir schwer, jemand zu finden, der mit mir italienisch redete; alle wollten von mir Französisch profitieren. So gab ich denn mit der Zeit

---

Da musste ich lachen

Ich war kürzlich im Café Odeon in Zürich beim Apéritif. In meiner Nähe saß ein würdiger Herr mittleren Alters. Man sah ihm den Gelehrten von weitem an. Der Welt entrückt, neigte er sich über ein Schriftstück und machte darauf Eintragungen. Nach einiger Zeit betrat ein mir als ernster Theologe und Wissenschafter bekannter Mann das Café. Er sah sich suchend um. Plötzlich leuchteten seine etwas kurzsichtigen Augen auf. Er trat nahe an mein Gegenüber heran, neigte sich tief über dessen Manuskript und rief laut lachend: „Was zeichnen Sie denn da, Herr Professor? Das Kind im Mann, haha!" Der angesprochene Herr richtete sich entgeistert auf. Der Theologe erkannte, daß er einen wildfremden Herrn vor sich hatte. Er stammelte verlegen eine Entschuldigung. Ihm war das Lachen vergangen, aber ich konnte es nicht verbeißen.

R. H.

Jeder von uns erlebt im Alltag von Zeit zu Zeit etwas, das ihm ein Lachen oder doch ein Lächeln entlockt. Schreiben Sie die Begebenheit für unsere Leser auf: Redaktion des Schweizer-Spiegels, Hirschengraben 20, Zürich. Beiträge, die wir verwenden können, werden honoriert.

auch an andere Unterricht. Meine Stunden wurden sehr geschätzt. Zu meinem Glück, denn mein Geld schrumpfte immer bedenklicher zusammen.

Ich hatte noch vom Untersuchungsgefängnis aus meiner Braut eine Vollmacht über mein ganzes Vermögen ausgestellt. Sie schickte mir von Zeit zu Zeit Geld, aus dem ich Lebensmittel kaufen konnte. Dieser Zuschuß war äußerst notwendig. Aber die Geldsendungen waren immer unregelmäßiger gekommen, und eines Tages schrieb mir meine Braut, daß sie sich mit einem andern verheiratet habe. Wie mich dieser Schlag traf, brauche ich wohl nicht zu beschreiben. Mit diesem Brief hatten die Geldsendungen völlig aufgehört.

* * *

Vom Juni 1936 an war ich darauf angewiesen, daß mir die Kameraden für meine Stunden etwas von den Lebensmitteln überließen, die sie kauften oder von Verwandten geschickt bekamen. In jene Zeit fällt ein rührendes Erlebnis. Es war Tomatensaison. Ich konnte als einziger keine kaufen. Da näherte sich mir eines Morgens schüchtern ein junger Kommunist, der eben eine Sendung dieser Früchte erhalten hatte, und fragte mich, ob er sich erlauben dürfe, mir einige zu überreichen. Das ist nur ein Beispiel für den Takt der Italiener, dem ich während meiner ganzen Gefangenschaft begegnete. Sogar die Wärter, die Chefs und Gefängniskommandanten waren in der Regel nicht nur höflich, sondern liebenswürdig. Die einzige Ausnahme bildete der Kommandant, der uns im Jahre 1939 unter sich hatte. Er haßte die politischen Gefangenen. Er verschärfte das Regime und die Disziplin und machte uns das Leben zu einer Hölle. Aber er wurde ein Jahr später von seinem Posten entlassen.

* * *

Es war nur erlaubt, eine Sportzeitung zu halten. Wer über die Tagesnachrichten auf dem laufenden sein wollte, meldete sich beim Kaplan. Er war autorisiert, uns zur religiösen Unterstützung zu empfangen. Katholiken, Protestanten und Juden, alle gingen zu ihm. Er hat sich aller mit der gleichen Liebe angenommen. Durch ihn wurden wir auch über den Verlauf des Krieges aufgeklärt.

Von 1940 an wurde die Ernährung immer schlechter. Vor allem fehlte das Öl. Die Liebesgabenpakete wurden immer seltener und durften nur noch unrationierte Lebensmittel enthalten. Bloß die Reichsten gelangten durch Bestechung der Wärter in den Besitz von rationierter Nahrung. Ich magerte von 86 auf unter 60 Kilo ab. Als ich so schwach war, daß ich nicht mehr stehen konnte, kam ich für fünfzig Tage in die Krankenstube. Die Kost dort hat mir wieder auf die Beine geholfen, dazu die Kalziumeinspritzungen, mit denen freigiebig umgegangen wurde. Ich bin überzeugt, daß ohne diese und solche mit Jod und Eisen die meisten von uns gestorben wären. Selbstverständlich waren die Leute besser dran, die den Krankenwärter bestechen konnten, ihnen Krankenkost zu verschreiben. Es gab solche, die das fast dauernd fertigbrachten.

In das Jahr 1940 fiel der zweite Besuch des schweizerischen Konsuls. Ich erhielt Schokolade, Zigaretten, hundert Lire und auf meine besondere Bitte auch noch Bücher, darunter den « Grünen Heinrich », der mir später einen wertvollen Dienst leisten sollte. Warum von der schweizerischen Gesandtschaft nichts für mich erreicht wurde, ist mir heute noch unbekannt. Immerhin bekam ich aufs Neujahr 1941 ein Paket und später regelmäßig auch Geld, im Jahr vielleicht sieben- bis achthundert Lire. Ich war auf diese Gaben bitter angewiesen.

Am 24. Februar 1942 richtete ich an den Bundespräsidenten Etter direkt die Bitte, sich um meine Angelegenheit zu bekümmern. In einer vom 21. April datierten Antwort vom eidgenössischen Departement des Innern wurde mir mitgeteilt, daß das Gesuch an das zustän-

dige Departement in Bern weitergeleitet worden sei. Von dieser Seite kam keine Antwort.

Daß meine körperliche Verfassung einigermaßen erträglich blieb, verdanke ich wohl einem Schweizer, der, ebenfalls wegen Spionage verurteilt, nach Civitavecchia gekommen war. Er trieb als Leichtathlet täglich zweimal Zimmergymnastik. Ich ließ mich in seine Methode einführen. Wir hatten ja Zeit. Ihm selbst hat die Gymnastik zwar wenig genützt; er verschwand bald in einem Sanatorium. Aber bei mir hat sie sich bewährt. Ich turnte Sommer und Winter, morgens und abends. Ich versuchte auch andere dazu anzuregen. Es gelang mir nur bei dem jungen P., der aber als Südtiroler im Jahre 1940, um frei zu werden, für Deutschland optierte. Auch ein älterer Franzose, der wegen Spionage verurteilt worden war, hatte die gute Absicht, meine Methode zu lernen. Aber es fehlte ihm am Willen. Es handelte sich um einen schwerreichen, sehr verwöhnten, sehr liebenswürdigen Sechziger, der, obschon er sich mit seinem Geld unheimliche Vorräte an zusätzlichen Lebensmitteln verschaffte, sich einfach nicht mit seiner Lage abfinden konnte und zusehends mehr und mehr zerfiel. Ich glaube, er wäre gestorben, wenn nicht ein unerwartetes Ereignis unsere Lage völlig verändert hätte.

* * *

Am 13. Mai 1943 teilte mir der Sektionschef mit, daß ich abtransportiert werde. Schon eine Stunde später standen unserer siebzehn mit all unserer Habe in einem andern Saal. Ich hatte nur meine Kleider, andere vielleicht ein Köfferchen, jener Franzose aber fünf oder sechs schwere Koffer, verschiedene Lebensmittelpakete und dazu noch einen Sack mit zwanzig Eiern. Er verzweifelte fast über dem Problem, seinen Besitz mitzuführen. Da bat ich einen Kommunisten, ob er unter uns zwei oder drei Kameraden hätte, die dem Franzosen helfen würden. Er war bereit, beim Chef der Kommunisten um die Erlaubnis einzukommen. Der kam persönlich, stellte sich vor und war einverstanden, uns diesen Dienst zu erweisen. Der Franzose bat überglücklich, sich erkenntlich zeigen zu dürfen. Aber davon wollte der Chef nichts wissen. Der Franzose versuchte vergeblich, dem einen oder andern wenigstens ein Ei in die Hand zu drücken. Die Koffer mußten dann allerdings nur bis zum Tor getragen werden, denn dort stand ein Camion bereit, und Carabinieri luden unser Gepäck auf. Am nächsten Tag wurde Civitavecchia zum erstenmal bombardiert.

* * *

Wir kamen in das Gefängnis nach Viterbo. Wir erfuhren erst später, welchem Umstand wir diese Versetzung zu verdanken hatten. Es befand sich unter uns der Sohn eines Ex-Generals, dessen Mutter mit einer bedeutenden Persönlichkeit befreundet war. Diese Frau hatte nun bewirkt, daß man ihren Sohn aus der Gefahrenzone in das Innere des Landes schickte. Da ein Einzeltransport aufgefallen wäre, wurden gleich sechzehn andere mitversetzt.

In Viterbo bekamen wir neue Sträflingskleider und eine saubere Unterkunft. Der Direktor empfing uns auf das liebenswürdigste und versprach, uns das Leben nach Möglichkeit zu erleichtern. Er hielt Wort. Er verschaffte uns Obst; alle vierzehn Tage konnte man baden, und es gab wöchentlich Audienzen beim Direktor.

Der Sturz Mussolinis am 25. Juli 1943 war natürlich auch für uns eine Überraschung. Wir hofften, sofort befreit zu werden. Aber schließlich wurden nur die Kommunisten und Antifascisten frei. Wir sechs wegen Spionage Verurteilten mußten die Nachprüfung unserer Prozesse abwarten.

Inzwischen war auch Viterbo mehrmals bombardiert worden, wobei allerdings die Gefahr für uns eher kleiner

war als für die Zivilbevölkerung, weil uns gute Keller zur Verfügung standen.

Den Abschluß des Waffenstillstandes erfuhren wir vom Direktor und vom Kommandanten persönlich. Beide waren gerührt. Jedermann hielt den Krieg für beendet. Alles hoffte auf den Abzug der Deutschen. Aber bald wurde bekannt, daß die deutschen Bewegungen statt gegen Norden gegen Rom erfolgten. Nach einigen Tagen teilte uns der Kommandant mit, daß wir von nun an unter der deutschen Militärbehörde standen. Das war eine schwere Enttäuschung, aber der Kommandant blieb uns gegenüber so zuvorkommend wie je.

* * *

Am 13. Januar 1944 war meine Zuchthausstrafe abgesessen, da mir die Geburt eines Prinzen inzwischen weitere vier Jahre Amnestie verschafft hatte.

Um neun Uhr morgens kam der Sektionschef und teilte mir die Entlassung mit. Als ich meine Zivilkleider wieder auf mir spürte, empfand ich, obschon mir alles viel zu weit geworden war, ein unaussprechliches Glücksgefühl. Beim Abschied von meinen Kameraden erinnerte mich jeder noch an irgendeinen Auftrag, einen Brief, einen Gruß, den ich versprochen hatte, nach meiner Entlassung zu besorgen. Jeder wollte mir noch etwas von seinem armseligen Besitz mitgeben, Zigaretten, Sardinen. Ich konnte es nicht abwehren. Dann wurde mir auf dem Büro meine Uhr, der Füllfederhalter und das Portemonnaie zurückgegeben. Mein erstes war, die Uhr aufzuziehen. Als ich sie ticken hörte, fühlte ich mich wahnsinnig glücklich. Immer wieder zog ich sie aus der Tasche und hielt sie an mein Ohr. Zum Abschluß wurde ich vom Kommandanten und dem Direktor herzlich beglückwünscht. Beide erklärten mir ihre Verwunderung, daß während all meiner Gefängnisjahre kein einziger Rapport gegen mich eingegangen sei. Sie konnten den wahren Grund

RICHTIGES SCHWEIZERDEUTSCH

(züritütsch)

Bätte! - uf schwyzertütsch?

Nüd all Lüt sind defür. Si mäined goppel es gieng enen öppis a der Eer aab, oder es seig sünd, wän öisers Volch i syner äigne Spraach zum Hërrgott bätti, won ëër em ja sälber i d Wiege gläit hät, zu waas? Tänk zum si bruuche und rede. Womer na chly gsy sind, hämer glehrt schwyzertütsch bätte - und iez, womer grooß sind, set is de lieb Gott nüme verstaa, wämer äisig na ase bätted, wie früener?

Zum Bättaag.

Liebe Hërrgott und Vatter von öis Ale!

Hüt tanked mer der wider so rächt vo Hërze für all Dyni Liebi und Güeti, womer jaary und -uus wider z gspüüren überchoo händ! Sunderhäitli aber tanked mer Dir, das d is Duu de Friden im Land und öisers frey Lääben erhalte häscht! Es chuttet und bumberet wüescht um öiser Gränzen ume, und gfüürchig chydt s Echoo won ussenie chunt. Aber vol Vertroue planged mer uf Dyni Gnaad und Hülff, wil Duu eläi grächt bisch und ales esoo use chunt, wieds Duu wotscht haa. Drum, set d Noot und d Gfaar an is choo, so heb Verbaarme mit is! Stand ale dene by, won iez i der Wält umenand ired, wo lyded und nüd wüssed wo uus na aa. Hilff is, liebe Gott, das mer Dyni Gibot wider mee und mee halted! Gib au öiseren Oberen und de Soldaate Muet, Gidult und d Chrafft, das si ali Gfaare und ales Umues, won en Chrieg mit si bringt, chönd mäischtere und bhüetis Duu, o Gott, öisers Volch und öiseri lieb Häimet! Aame!

Zusammengestellt von Ida Feller-Müller, vom Bund Schwyzertütsch, Zollikerberg-Zürich

für mein musterhaftes Verhalten ja nicht kennen. Er bestand darin, daß ich mich kaum je wirklich als Sträfling fühlte, sondern als einen Außenseiter, den das Ganze eigentlich gar nichts anging und der sich keine Schwierigkeiten schaffen wollte, weil er nie die Hoffnung aufgab, von einem Tag auf den andern entlassen zu werden.

Ein Wärter begleitete mich zur Quästur. Ich war zum erstenmal seit zehn Jahren ohne Handschellen in der freien Natur. Ich fühlte mich im siebenten Himmel.

Auf dem Büro mußten wir stundenlang warten. Endlich wurde meinem Wärter ein Zettelchen in die Hand gedrückt.

« Andiamo; Sie müssen zurück», sagte dieser trocken.

Auf dem kurzen Weg ins Gefängnis litt ich mehr als während Jahren meiner Haft. Ich war zwar, wie es hieß, nur noch interniert, bis man ein Transportmittel an die Grenze für mich gefunden habe. Ich behielt die Zivilkleider, aber es war zum Wahnsinnigwerden. Ich machte Eingabe über Eingabe. Nach einigen Wochen gelang es mir, unter heiklen Umständen die Legation von meiner Lage zu verständigen. Schon nach vier Tagen erhielt ich zweihundert Lire und einen Brief, dem ich entnehmen konnte, daß ich verstanden worden sei. Aber nichts geschah, wochenlang. Ich war nahe daran zu verzweifeln, als mir am Abend des 15. März mitgeteilt wurde, daß ich noch am gleichen Tag die Fahrt antreten könne.

* * *

Die Reise in Begleitung eines Geheimagenten in Zivil — bis nach Florenz in deutschen Militärcamions — war recht beschwerlich. Ich litt unter der beständigen Angst, doch noch irgendwo stecken zu bleiben. Aber am Sonntag, den 19. März, um zehn Minuten vor sieben Uhr standen wir an der Grenze in Chiasso. Um sieben Uhr wäre die Grenze geschlossen worden. Die Verzollung wurde von Deutschen vorgenommen. Sie entdeckten meine Briefschaften, die ich unter allen Umständen hinübernehmen mußte. Aber das war verboten. Da halfen mir der « Grüne Heinrich » und einige andere Bücher. Ich schenkte sie den Zöllnern, wofür sie meine Briefe passieren ließen.

Punkt sieben Uhr überschritt ich die Grenze. Ich trug kein Geld, keinen Paß und keinen Passierschein auf mir — nur das Dienstbüchlein. Ich wurde einem Beamten übergeben, der Auslandschweizer in meiner Lage zu empfangen hat. Er sorgte dafür, daß ich am andern Morgen um zehn Uhr, mit einem Billett und fünf Franken, im Zug nach meinem Bürgerort Basel saß.

Ich bin heute noch nicht über dem Berg. Man kann nach zehn Jahren Zuchthaus nicht einfach dort wieder anfangen, wo man aufgehört hat. Man ist ein anderer Mensch geworden. Aber ich bin voll Zuversicht. Ich habe in den zehn Jahren perfekt Italienisch, Englisch und Spanisch gelernt. Das ist etwas. Doch unvergleichlich mehr ist das Gefühl, mir könne nach dieser Erfahrung überhaupt nichts mehr passieren. Ein eigentümliches Gefühl! Als am allerseltsamsten empfinde ich jedoch meine tiefe Anhänglichkeit an die Italiener. Spricht sie nicht Bände für die Menschlichkeit eines Volkes, das ich nur in seinen Gefängnissen, und zwar während dieses Krieges kennengelernt habe?